

Meine lieben Damen und Herren!

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich bin, dass ich hierher eingeladen wurde, um über meine Erlebnisse im Holocaust zu sprechen.

Mein Name ist Judita Hruza, ich bin Ärztin und lebe in den USA.

Für mich ist es eine einmalige Gelegenheit und eine Ehre, dass ich in Österreich über diese Ereignisse sprechen darf.

Am Anfang möchte ich erklären, warum speziell mir diese Begegnung so wichtig ist:

1964 bin ich mit meinem Bruder und meinen Kindern durch Österreich gefahren. Wir machten einen Umweg, weil ich Eisenerz besuchen wollte. Wir fuhren die steile Straße auf den Präbichl auf die Bergspitze hinauf und dann wieder hinunter ins Tal. Ich erkannte die hohen Fichten am Straßenrand und die schneebedeckten Berge im Hintergrund. Als ich dann zu Fuß fortsetzte, fing ich an zu zittern und hatte plötzlich eine Rückblende. Obwohl der Boden sauber war und die Gegend ganz still, hörte ich wieder das mächtige Schreien unserer Wächter: „Schneller, los, los, ihr Saujuden.“ Ich sah die Männer mit ihren Gewehren ununterbrochen in unsere Kolonne hinein schießen. Ich rannte mit den anderen Häftlingen hinunter, über die blutenden Körper. Ich fühlte wieder das Entsetzen, dass ich nun sterben würde. Alle verzweifelten Gedanken von damals kamen zurück: Dass ich das nie mehr sehen werde und dass ich keine Zeit mehr habe, um 20 Mal zu atmen. Und dass ich ein kleines Stück Brot im Rucksack habe und es nie mehr aufessen kann.

Dann kam ich in die Gegenwart zurück und war froh, dass ich lebendig war, war aber umso trauriger über die, die es nicht überlebten. Wir haben ein Denkmal gesucht für die Opfer dieses Massakers, aber wir fanden nur die Ankündigung, dass ein Zirkus nach Eisenerz kommt. Ich hob einen Stein von der Straße auf, den ich als Andenken mitnahm. Unten in Trofaiach haben wir in einem kleinen Geschäft Ansichtskarten gekauft. Der Kaufmann hat uns gefragt, ob dies unser erster Besuch des Erzberges wäre. Ich erzählte ihm, dass ich im Judentransport war, der am 7. April 1945 über den Präbichl-Pass marschierte. „Ja, ja“, erinnerte sich der Kaufmann. „Ich habe sie gesehen, wie manche auf allen Vieren auf den Berg kletterten.“ Als ich darauf sagte, dass nach der Bergspitze auf dem Weg hinunter die Wächter mehrere hunderte von uns erschossen, während wir ins Tal hinunter laufen mussten, war der Kaufmann nicht mehr freundlich. „Dass ist eine verfluchte Lüge!“ schrie er mich an, rot im Gesicht. „Niemand wurde hier erschossen. Vielleicht ein oder zwei, die flüchten wollten. Oder in Mauthausen. Aber niemand wurde in Eisenerz getötet. Machen sie in meinem Geschäft keine kommunistische Propaganda!“

Ich hatte einen Schock. Ich sah den Hass in seinen Augen und fühlte mich machtlos. Er wirkte so überzeugend in seinem Zorn, dass er mich beinahe selbst überzeugte. Jeder musste ihm glauben. Mein Bruder trug mich beinahe aus dem Geschäft, während ich trostlos weinte.

Nun haben wir verstanden, wieso an der Straße auf dem Berg kein Denkmal stand.

Diese Episode hatte eine wunderbare Fortsetzung, als ich in dem Dokumentarfilm „Alles Schweigen“ von Michael Zuzanek mitwirken und der ganzen Welt die Wahrheit über das

Massaker mitteilen konnte. Und heute hat findet sie mit der Planung des lebendigen Denkmals in Erinnerung an alle Opfer der Todesmärsche ein nobles und berechtigtes Finale.

Ich werde nur kurz über die historischen und geografischen Daten sprechen, die Ihnen vielleicht bekannt sind, damit sie meine Rolle in der Geschichte besser verstehen.

Ich war eine der ungarischen SklavenarbeiterInnen, die den Ostwall auf der ungarisch-österreichischen Grenze bauten und ich verbrachte vier Monate im Lager bei Kőszeg, wo wir schanzen mussten. Ende März 1945 wurde das Lager evakuiert und die Häftlinge nach Mauthausen transportiert. Ich war in der Gruppe, die nach Rechnitz kam und nach wenigen Tagen weiter ging. Von Mauthausen sind wir Ende April weiter marschiert und endeten im Lager Gunskirchen, wo wir am 5. Mai 1945 von der US-Armee befreit wurden.

Ich möchte nur einige Worte über die Verhältnisse in den Lagern und die Märsche sagen, damit sie sich meine eigenen Erfahrungen besser vorstellen können.

Die Lager waren mehrfach überfüllt, es gab keine Heizung, kein Licht, keine Waschräume, keine Möglichkeit Kleider zu waschen, manchmal kein Trinkwasser, manchmal keine Latrinen. Die Nahrung war täglich eine Rübensuppe, ein halber Liter bis ein Liter, ein Stück Brot zwischen 10 und 40 Deka, manchmal ein halber Liter Kaffee, wenn man arbeitete. Die Lagerführer und die Wächter hatten grenzenlose Macht über Tod und Leben.

Als ich mich in Budapest mit meiner Tante zum Arbeitsdienst melden musste, wie alle Frauen zwischen 16 und 40 Jahren, habe ich mich stark und stramm gefühlt und war zum Überleben entschlossen. Ich hatte vor der Arbeit keine Angst gehabt.

Vom ersten Tage an wurde mir klar, dass uns niemand zur Arbeit brauchte. Sie brauchten uns zum Sterben.

Am Anfang hatte ich viele Schockerlebnisse. Alles kam wie ein Schock, wenn es das erste Mal passierte. Die erste Nacht, die wir im Freien verbrachten im dichten Oktoberregen. Die ersten Toten, die auf dem nassen Ackerfeld nicht mehr erwachten am Morgen. Der erste Kamerad, der sich, durch den Marsch erschöpft, hinsetzte und auf der Stelle erschossen wurde. Der erste Anfall der Ruhr, die epidemisch wurde, weil wir aus den Pfützen auf den Straßen Wasser trinken mussten. Diese Krankheit war umso schwerer, weil wir uns nicht erleichtern durften und weiter marschieren mussten. Die erste Laus in meinen Kleidern. Ich weinte durch jedes neue Erlebnis. Ich weinte morgens um 4 Uhr, wenn ich die eiskalten Schuhe an meine verletzten Füße anzog; ich weinte durch die langen Appelle am bitterkalten Morgen, ich weinte durch die Schanzarbeiten, wenn wir die gefrorene Erde bekämpfen mussten und meine Tante tröstete mich: „Wein nicht, Baby, wenn es zu Ende ist, mache ich Dir heißen Kakao und bring Dir Frühstück ans Bett.“

In einigen Woche entwickelte sich eine Kruste über meiner Haut – aus Schmutz und Wunden – und eine andere, unsichtbare über meiner Seele. Die Tränen waren weg. Ich merkte kaum die Toten überall um mich herum liegen. Ich lernte stehend und gehend zu schlafen. Ich konnte eine Decke von einer Leiche nehmen und sie benutzen. Ich hatte keine Hemmung, mich in der Öffentlichkeit auszuziehen. Ich lernte, dass praktisch alles zu essen war: Gras, rohe Kartoffelschalen, Schimmel, den manche von ihrem Brot entfernten.

Ich lernte, dass es lebenswichtig war, die Läuse täglich einzeln aus meiner Kleidung herauszupflücken – es waren hunderte – denn wenn man einen Tag ausließ, dann

multiplizierten sich die kleinen Bestien und in drei bis vier Tagen saugten sie alles Blut vom Körper aus und man starb am Blutverlust.

Ich lernte auch, mich nie krank zu melden. Nach drei Tagen hat man die Kranken in die Todesbaracke eingesperrt, wo sie keine Nahrung und Trinken mehr bekamen, bis sie dort starben.

Es kam eine Zeit, wo alles Plagen Routine wurde, mit der Ausnahme von Hunger. Hunger überwältigte alles. Ich fühlte ihn nicht nur im Magen, sondern in meinen Knochen, Muskeln und Gehirn. Ich konnte an nichts anderes als Essen denken. Ich konnte mich an keinen Film erinnern, nur an die Szenen, in denen man aß. Ich wurde verzweifelt, wenn ich mich nicht mehr an meiner Mutter Gesicht erinnern konnte, sondern nur an das Brot, das sie für mich mit Butter bestrichen hat.

Ich möchte jetzt einige Episoden erzählen, an die ich mich besonders erinnere:

Ich fange mit Rechnitz an, weil es auch Sie betrifft.

Wir sind am 23. März 1945 aus Kőszeg abmarschiert und wurden ins Schloss eingeliefert. Unsere Kleider wurden entlaust und wir Frauen haben warmes Wasser zum Waschen bekommen. Unsere Arbeit war im Schulgarten zu arbeiten. Ich habe sehr gute Erinnerungen an die ersten zwei Tage, dann ist etwas Schreckliches geschehen. Wir mussten mit allen Rucksäcken antreten und dann mussten ungefähr 200 Männer auf einen Lastwagen klettern und Spaten mitnehmen. Zwei Stunden später, während wir noch Appell standen, sind die Lastwagen zurückgekommen ohne die Häftlinge. Die Wächter warfen die Rucksäcke hinunter und wir wussten dann, dass unsere Kameraden getötet worden waren.

Eine andere Erinnerung: Wir wanderten durch eine Stadt (ich glaube, es war Bruck an der Mur). Es dämmerte und es hatte stark geregnet. Ich dachte, dass es ein Wahnsinn war, dass ich hier in einem fremden Land wanderte, meine Füße mit Blasen bedeckt, dass Regenwasser auf meinen Rücken hinunterfließt, die Träger des Rucksacks, der mit Wasser voll gesogen und schwer war, schnitten in meine Schultern. Ich strengte mich an nicht hinten zu bleiben, sonst werde ich erschossen; ich komme nirgends an, denn diese Strecke führt zu irgendeinem schlammigen Platz bei einem Wald, wo wir übernachteten, hungrig, kalt, nass. Ich lebte in einer Welt, die Lichtjahre von der Welt entfernt war, dessen Leute, die am Trottoir sich beeilen, damit sie schnell unter ein Dach kommen. Ich hörte ein ganz gewöhnliches Gespräch: „Kommst Du mal mit, Franz?“ „Nein, ich gehe jetzt Abendessen und dann geh ich direkt nach Hause.“ Jedes Wort klang für mich wie aus einem Märchen. Ich konnte nicht begreifen, wieso ich aus diesem Märchenland so drastisch herausgerissen und in diese Höhle gestoßen war. Ich hatte ja nie etwas Böses getan?

Einmal wanderten wir durch ein Dorf. Jemand hat für uns ein richtiges Fest vorbereitet. Auf einer Ecke am Gehsteig lag ein Hügel von gekochten Kartoffeln auf Packpapier arrangiert. Wir waren seit drei Tagen hungrig gegangen. Doch durften wir uns kein Stück aufheben, denn der Wachmann hat vorher unseren Schatz gestohlen und die Kartoffeln bewacht.

Das Erlebnis, das für mein Leben den wichtigsten Eindruck machte, geschah im Lager Kőszeg. Ein junger Arzt hat einem Kameraden den Fuß amputiert. Ein Wächter wollte den Arzt zum Appell hinausjagen. Der Arzt bat ihn noch einige Minuten hier zu lassen: „Ich muss

zuerst die Blutung stillen.“ Der Wächter sagte: „Also gut. Ich lasse Dich wählen: Entweder gehst Du sofort zum Appell oder Du kannst es fertig machen und dann erschieße ich Dich.“ Der Arzt hob nicht einmal den Kopf. Als der Wächter mit Interesse zuschaute, setzte der Arzt seine Arbeit fort, verband die Wunde und der Wachmann schoss ihm in den Kopf.

Auf unserem Marsch nach Kőszeg habe ich die Ärzte immer bewundert. Immer wenn wir unseren Rastplatz erreichten, haben die Ärzte ein Notzelt mit dem Rot-Kreuz-Zeichen improvisiert. Dort haben sie „ordiniert“. Wunden verbunden, Rat gegeben, getröstet, immer ruhig und mit Anteilnahme. Damals war ich überzeugt, dass die Ärzte ein gemeinsames Geheimnis haben, das wir gewöhnliche Menschen nicht kennen. Sie haben eine extra Härte und Motivation, so dass sie sich zuerst um andere kümmern und dann um sich selbst. Wieso haben sie keine Angst?

Ich glaube nicht, dass ich dasselbe tun könnte wie der Arzt in Kőszeg. Aber ich hatte es mir versprochen, dass ich, falls ich überlebe, Medizin studieren würde, damit ich das Geheimnis des Arztes lerne.

Wie sie sehen, ich habe überlebt. Und ich bin Ärztin geworden. Ich frage mich noch immer, ob ich das Geheimnis gelernt habe. Ich habe Verantwortung, Selbstdisziplin und Anteilnahme gelernt. Ich habe 48 Jahre Medizin praktiziert und habe meine Entscheidung nie bedauert. Mein eigenes Leben wurde besser als erwartet.

Für meine Familie, die ermordet wurde habe ich eine neue. Ich stehe meinem Bruder, der überlebte, sehr nahe. Ich bin 50 Jahre glücklich verheiratet; meine zwei Kinder und vier Enkel sind der Ursprung meines Glückes und Stolz.

Ich habe manche Gewohnheiten, die aus dem Holocaust stammen: Ich habe Probleme damit, Essen wegzuworfen. Wenn ich das Haus verlasse, muss ich ein Stück Brot mitnehmen. Wenn ich mich dusche, genieße ich, dass das Wasser um meinen Körper warm ist und kein Novemberregen. Wenn ich mich bei schlechtem Wetter draußen befinde, dann freue ich mich darauf, dass ich bald in einem trockenen, warmen und sicheren Platz sein werde.

Wenn mir etwas Schlimmes passiert, dann beginne ich meine Atmungen zu zählen und ich weiß, dass solange ich atme, habe ich Hoffnung und alle Chancen in der Welt.